

Etienne François, Christoph Klessmann, Jürgen Kocka, Hanna Schissler

„Schwierige Selbsterforschung“. Rückblicke auf die
westdeutsche Zeitgeschichtsschreibung nach 1945 im
internationalen Zusammenhang

<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.1083>

Reprint von:

Etienne François, Christoph Klessmann, Jürgen Kocka, Hanna Schissler,
„Schwierige Selbsterforschung“. Rückblicke auf die westdeutsche
Zeitgeschichtsschreibung nach 1945 im internationalen Zusammenhang,
in: German Zeitgeschichte. Konturen eines Forschungsfeldes. Konrad H.
Jarausch zum 75. Geburtstag, herausgegeben von Thomas Lindenberger und
Martin Sabrow, Wallstein Göttingen, 2016, S. 282-308

Copyright der digitalen Neuausgabe (c) 2017 Zentrum für Zeithistorische Forschung
Potsdam e.V. (ZZF) und Autor, alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk wurde vom Autor
für den Download vom Dokumentenserver des ZZF freigegeben und darf nur
vervielfältigt und erneut veröffentlicht werden, wenn die Einwilligung der o.g.
Rechteinhaber vorliegt. Bitte kontaktieren Sie: <redaktion@zeitgeschichte-digital.de>

Zitationshinweis:

Etienne François, Christoph Klessmann, Jürgen Kocka, Hanna Schissler (2016), „Schwierige Selbsterforschung“. Rückblicke auf die westdeutsche Zeitgeschichtsschreibung nach 1945 im Internationalen Zusammenhang, Dokserver des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam, <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.1083>

Ursprünglich erschienen als Etienne François, Christoph Klessmann, Jürgen Kocka, Hanna Schissler, „Schwierige Selbsterforschung“. Rückblicke auf die westdeutsche Zeitgeschichtsschreibung nach 1945 im internationalen Zusammenhang, in: German Zeitgeschichte. Konturen eines Forschungsfeldes. Konrad H. Jarausch zum 75. Geburtstag, herausgegeben von Thomas Lindenberger und Martin Sabrow, Wallstein Göttingen, 2016, S. 282-308

»Schwierige Selbsterforschung«

Rückblicke auf die westdeutsche Zeitgeschichtsschreibung nach 1945 im internationalen Zusammenhang

Ein Interview mit

ETIENNE FRANÇOIS, CHRISTOPH KLESSMANN,
JÜRGEN KOCKA UND HANNA SCHISLER

Anders als die Monographie und der Aufsatz, die Edition und die Enzyklopädie sowie (vor allem seit den 1970er-Jahren) der Sammelband hat das Interview zumindest in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft keine eigene Tradition als historiographische Form. Zwar sind Historiker in der Presse, im Radio und im Fernsehen auch in früheren Jahrzehnten schon als »Experten« befragt worden, doch wäre es den älteren Ordinarien wohl ganz abwegig erschienen, sich im Gespräch mit jüngeren Kolleginnen und Kollegen über Fachliches und Persönliches zu äußern und diese Gespräche dann zu publizieren. Erst seit Ende der 1990er-Jahre hat das Interview von und mit Historikerinnen und Historikern eine gewisse Popularität gewonnen. Damit ist hier weniger die Darstellung von (Geschichts-)Wissenschaft in der Öffentlichkeit gemeint, sondern das mit fachwissenschaftlichem Interesse geführte Interview.¹

Für diese Aufwertung des Interviews als Erkenntnis- und Darstellungsform lassen sich verschiedene, miteinander verbundene Anstöße nennen. Im deutschen Kontext gingen wichtige Impulse (wieder einmal) von Debatten um die NS-Vergangenheit aus: Nachdem auf dem Frankfurter Historikertag von 1998 die Rolle wichtiger Fachvertreter im Natio-

1 Einen sehr anregenden Überblick mit vielen weiterführenden Hinweisen geben Alexander Kraus/Birthe Kohtz (Hg.), *Zwischen Leichen und Dämonen: Dem Schreiben von Geschichte auf der Spur*, in: dies. (Hg.), *Geschichte als Passion. Über das Entdecken und Erzählen der Vergangenheit. Zehn Gespräche*, Frankfurt a. M. 2011, 7-37. Anke te Heesen unterscheidet (fächerübergreifend, nicht speziell auf die Geschichtswissenschaft bezogen) zwischen »Presseinterview« und »Forschungsinterview«; sie interessiert sich für Letzteres als »Wissenspraktik« und »besondere Technik der Erkenntnisproduktion«. Anke te Heesen, *Naturgeschichte des Interviews*, in: *Merkur* 67 (2013), 317-328, hier 317, 319. Innerhalb des »Forschungsinterviews« könnte man weiter differenzieren: zwischen dem Interview zu Forschungszwecken, zur Material- und Datenerhebung im engeren Sinne einerseits sowie der fachlichen Selbstreflexion in Form eines (aufgezeichneten und/oder verschriftlichten) Gesprächs andererseits.

nalsozialismus sowie deren späterer Umgang mit der eigenen Geschichte intensiv diskutiert worden waren,² führten Konrad H. Jarausch und Rüdiger Hohls dies fort, indem sie gemeinsam mit einem studentischen Team ein Interview-Projekt starteten. Befragt wurden 17 Personen (davon 2 Frauen) der Geburtsjahrgänge 1922 bis 1942; im Zentrum stand neben der NS-Vergangenheit der Geschichtswissenschaft vor allem der Umgang der akademischen »Söhne« und »Töchter« bzw. »Enkel« mit diesem Komplex. Daraus ging der vielbeachtete Sammelband »Versäumte Fragen« hervor, den die Herausgeber als »ein wissenschaftliches Experiment« verstanden, welches »auch zur Nachahmung anregen« sollte.³

Dieser Aufruf hat durchaus Resonanz gefunden – so legte Barbara Stambolis 2010 eine Monographie vor, die auf Interviews mit 44 deutschen Geschichtsprofessoren des Jahrgangs 1943 basiert (Frauen sind bezeichnenderweise nicht darunter). Der überwiegende Teil der transkribierten Interviews ist dem Buch als CD-ROM beigelegt.⁴ Als »Beitrag zur Zeitgeschichte der Geschichtsdidaktik« gab Thomas Sandkühler 2014 eine ebenfalls erhellende Sammlung von Interviews mit 14 deutschen Geschichtsdidaktikerinnen und -didaktikern der Jahrgänge 1928-1947 heraus (drei Frauen, elf Männer).⁵ Auch sonst sind Interviews von und mit Historikerinnen und Historikern keine Einzelfälle mehr. Denn über die Frage der Verarbeitung des Nationalsozialismus hinaus fügen sich derartige Gespräche in den breiteren Trend ein, Historiographiegeschichte nicht nur als Analyse publizierter Werke und methodischer Richtungen zu betreiben, sondern intellektuelle Biographien und Netzwerke, den individuellen und generationellen Umgang mit historisch-politischen Zäsuren sowie speziell auch die Modi des autobiographischen Erzählens näher zu untersuchen. »Ein Gespräch über das eigene Leben mit einem Historiker [d. h. über dessen eigenes Leben, J.-H. K.]

- 2 Siehe v. a. Winfried Schulze/Otto Gerhard Oexle (Hg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 1999, 2. Aufl. 2000.
- 3 Rüdiger Hohls/Konrad H. Jarausch (Hg.), *Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus*, Stuttgart 2000, Zitate 40, 28. Siehe mit etwas anderem Zugang zuvor bereits Harald Welzer (Hg.), *Auf den Trümmern der Geschichte. Gespräche mit Raul Hilberg, Hans Mommsen und Zygmunt Bauman*, Tübingen 1999.
- 4 Barbara Stambolis, *Leben mit und in der Geschichte. Deutsche Historiker Jahrgang 1943*, Essen 2010 (siehe dazu die Rezension von Alexander Thomas, 6.8.2010: <<http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-13298>>).
- 5 Thomas Sandkühler (Hg.), *Historisches Lernen denken. Gespräche mit Geschichtsdidaktikern der Jahrgänge 1928-1947. Mit einer Dokumentation zum Historikertag 1976*, Göttingen 2014 (siehe dazu die Rezension von Barbara Stambolis, 8.12.2015: <<http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-22633>>).

verspricht im Idealfall beides zu verbinden – autobiographisches Erzählen mit der Interpretation von Zusammenhängen«, schreiben Manfred Hettling und Cornelius Torp, die 2005/06 Hans-Ulrich Wehler interviewt und daraus ein in vieler Hinsicht aufschlussreiches Buch gemacht haben.⁶

Für die Geschichts- und die Politikwissenschaft hat im deutschen Sprachraum vor allem die Zeitschrift »Neue Politische Literatur« das Interview als Reflexions- und Publikationsform erfolgreich erprobt.⁷ Andere Zeitschriften wie »Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History« haben dieses Genre gelegentlich aufgegriffen,⁸ und das Internet-Portal »Zeitgeschichte-online« hat zudem verschiedene Varianten der medialen Aufbereitung solcher Gespräche getestet (transkribiertes oder rein schriftliches Interview, Telefon- oder Videointerview).⁹ Der Reiz liegt generell darin, dass Details, Episoden und Einschätzungen artikuliert werden, die ohne das Interview nicht zur Sprache kämen oder zumindest nicht konserviert würden, die oft aber durchaus allgemeinere Aussagekraft haben. Zudem werden auf diesem Wege wissenschaftsgeschichtlich interessante Quellen erzeugt, die nach gewissem Zeitabstand noch an Wert gewinnen können. Andererseits bedürfen Interviews selbstverständlich der inneren und äußeren Quellenkritik. Vieles bleibt auch im Interview ungefragt und ungesagt, fragmentarisch und widersprüchlich, stilisiert und idealisiert – auf der Seite der Fragenden und der Seite der Befragten gleichermaßen. Die »versäumten Fragen« werden

6 Hans-Ulrich Wehler, »Eine lebhafte Kampfsituation«. Ein Gespräch mit Manfred Hettling und Cornelius Torp, München 2006, Zitat 7.

7 In der Reihenfolge des Erscheinens: Von der Alten Geschichte zur Politikwissenschaft. Karl Dietrich Bracher im Gespräch mit Werner Link, in: Neue Politische Literatur (NPL) 42 (1997), 257-274; Begriffsgeschichte, Sozialgeschichte, begriffene Geschichte. Reinhart Koselleck im Gespräch mit Christof Dipper, in: NPL 43 (1998), 187-205; Politikwissenschaft als Disziplin. Zum Weg der politischen Wissenschaft nach 1945. Wilhelm Hennis im Gespräch mit Gangolf Hübinger, in: NPL 44 (1999), 365-379; Indien und der Rest der Welt. Möglichkeiten und Grenzen der außereuropäischen Geschichte in Deutschland. Dietmar Rothermund im Gespräch mit Andreas Eckert, in: NPL 48 (2003), 5-14; Christian Meier im Gespräch mit Stefan Rebenich, in: NPL 49 (2004), 185-215; Stationen im Leben eines Juristen. Helmut Ridder im Gespräch mit Joachim Perels, in: NPL 50 (2005), 365-382; Die Schweiz, Deutschland und der Nationalsozialismus. Walther Hofer im Gespräch mit Stig Förster, in: NPL 52 (2007), 189-211; »Die Aufgabe meiner Historikergeneration war naheliegend«. Hans Mommsen im Gespräch mit Barbara Stambolis, in: NPL 55 (2010), 185-196.

8 Siehe die Nachweise unter <<http://www.zeithistorische-forschungen.de/rubrikenregister>>, dort »Interviews«.

9 Siehe <<http://www.zeitgeschichte-online.de/interview>>.

wiederum erst im Rückblick deutlich. Doch trotz dieser Vorbehalte lohnt es sich ungemein, mit dem Fragen überhaupt erst einmal zu beginnen.

In diesem größeren Kontext steht das hier folgende Interview, das im Frühjahr 2011 per E-Mail geführt und später leicht aktualisiert wurde. Anknüpfend an die wissenschaftlichen Interessen und die transatlantische Forscherbiographie von Konrad H. Jarausch (geb. 1941) kommen eine Historikerin und drei Historiker ungefähr derselben Altersgruppe zu Wort, die Jarausch fachlich und persönlich eng verbunden sind:

Hanna Schissler (geb. 1946), nach der Promotion in Bielefeld lange in den USA tätig sowie zeitweise auch in Wien und Budapest, zuletzt 2006-2009 Arbeitsbereichsleiterin am Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig;

Christoph Kleßmann (geb. 1938), nach einer Professur in Bielefeld seit 1993 an der Universität Potsdam tätig sowie 1996-2004 zugleich Direktor des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam (gemeinsam mit Konrad H. Jarausch);

Jürgen Kocka (geb. 1941), zunächst ebenfalls Professor in Bielefeld, seit 1988 dann an der Freien Universität Berlin sowie 2001-2007 Präsident des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung;

Etienne François (geb. 1943), 1979-1986 Leiter der Mission Historique Française en Allemagne in Göttingen, 1992-1999 Gründungsdirektor des Centre Marc Bloch in Berlin, 1999-2008 Direktor des Frankreich-Zentrums an der Technischen Universität bzw. der Freien Universität Berlin.¹⁰

Bei den Antworten werden biographische und inhaltliche Gemeinsamkeiten deutlich (etwa die starke Prägung durch Impulse aus dem Ausland), aber auch Unterschiede im Selbst- und Wissenschaftsverständnis. Man kann die Befragten und weitere Wissenschaftler/innen ihrer Altersgruppe nicht unbedingt als »Generation« bezeichnen, doch lassen sich gemeinsame »habituelle Züge« ausmachen: »[...] in Konventionen und Institutionen denkend *und zugleich* experimentierfreudig, in der Wissenschaft an herkömmlichen Standards orientiert *und zugleich* neue Fragestellungen generierend und auslotend [...]«¹¹ Von der NS-Zeit war dieser Personenkreis nicht mehr unmittelbar durch eigene Erfahrungen

¹⁰ Allen Befragten danke ich sehr herzlich für ihre Bereitschaft und Offenheit, sich an dieser etwas ungewöhnlichen Kommunikationsform zu beteiligen.

¹¹ Ulrich Herrmann, »ungenau in dieser Welt« – kein Krawall, kein Protest: Der unaufhaltsame Aufstieg um 1940 Geborener in einer »Generationen«-Lücke, in: Jürgen Reulecke (Hg., unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner), Generatio-

geprägt – und doch blieb der Nationalsozialismus in vielfacher Hinsicht der maßgebliche Kontrastbezug für das je eigene Geschichtsinteresse. Für jüngere Zeithistoriker/innen gilt letzteres in geringerem Maße, und auch in manchen anderen Punkten fallen beim Lesen des vorliegenden Interviews Unterschiede zwischen der früheren und der heutigen Forschungspraxis auf. Andererseits sind die wesentlichen Möglichkeitsbedingungen guter Zeitgeschichtsforschung im Kern dieselben geblieben: ein kreatives Umfeld mit anregenden persönlichen Kontakten und soliden institutionellen Bedingungen; individuelle Motivation, Ehrgeiz und Fleiß; sowie nicht zuletzt eine sensible Beobachtung der Gegenwart als künftiger, noch zu gestaltender Geschichte – einer zwar pfadabhängigen, aber nie vollständig determinierten und für Überraschungen offenen Zeitgeschichte.

Jan-Holger Kirsch

1. Wann und wo war Ihr erster akademischer Auslandsaufenthalt? Welche Ereignisse, Beobachtungen, Persönlichkeiten etc. haben Sie dabei besonders geprägt?

Christoph Kleßmann: Mein erster »halb-akademischer« Auslandsaufenthalt war für einige Monate 1966 in London, und zwar zwecks Archiv- und Bibliotheksbesuchen für meine Dissertation über deutsche Besatzung und polnische Widerstandsbewegung im Generalgouvernement während des Zweiten Weltkriegs.¹² Die polnischen Behörden hatten mir ein Visum verweigert, was damals nicht ungewöhnlich war. So musste ich es bei den Instituten der Exilpolen und in den eindrucksvollen Beständen des British Museum probieren. Nicht unerwähnt bleiben soll allerdings eine bemerkenswerte Geste der Polnischen Militärmission in West-Berlin, die damals für bundesdeutsche Visa-Anträge zuständig war: Man schickte mir eine Literaturliste zum Thema! Natürlich kannte ich

nalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, München 2003, 159-186, hier 185 (dortige Hervorhebungen).

12 Christoph Kleßmann, Die Selbstbehauptung einer Nation. Nationalsozialistische Kulturpolitik und polnische Widerstandsbewegung im Generalgouvernement 1939-1945, Düsseldorf 1971 (Buchfassung der 1969 an der Universität Bochum angenommenen Dissertation).

diese Titel längst, aber immerhin ... Leider habe ich dieses zeithistorische Dokument nicht aufgehoben.

Eindrucksvoll und auch deprimierend war für mich damals die Existenz der politischen und wissenschaftlichen Persönlichkeiten aus dem Exil. Der in der Nähe Londons lebende ehemalige Führer des Warschauer Aufstandes und Premierminister der Exilregierung (1947-1949), Tadeusz Bór-Komorowski, starb in dieser Zeit (1966). Dass zu seiner Gedenkfeier kein prominenter englischer Politiker erschien, wurde in der englischen Presse nach meiner Erinnerung sehr kritisch vermerkt.

Dank der Dissertation, die als erste im Westen überhaupt das Thema der konspirativen Untergrundschulen und -universitäten behandelte, war ich in Polen durchaus *persona grata* und habe dort neben privaten Besuchen mehrfach an Schulbuchkonferenzen teilgenommen. Was mich dabei stets besonders beeindruckt hat, war die Offenheit in persönlichen und fachlichen Gesprächen.

Jürgen Kocka: 1964/65 verbrachte ich ein akademisches Jahr als Student der *Political Science* an der Universität von North Carolina in Chapel Hill. Charles B. Robson, ein Politikwissenschaftler dieser Universität, der als *Reeducation Officer* mit der US-Armee 1945 nach Berlin gekommen war, hatte die Verbindung zu Deutschland gehalten und am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin ein *Graduate Assistantship* ausgeschrieben, um das ich mich mit Erfolg bewarb. Der Deutsche Akademische Austausch-Dienst (DAAD) gab etwas dazu, Fulbright zahlte die Reise, die eindrucksvollerweise mit dem Schiff – damals wohl noch billiger als das Flugzeug – absolviert wurde. Das Jahr nahm mich für die USA ein, wo ich in den folgenden Jahrzehnten länger gelebt und gearbeitet habe als in irgendeinem anderen Ausland. Ich lernte einen ganz anderen, demokratischeren Studienbetrieb kennen, absolvierte ein kurzes politikwissenschaftliches Master-Studium und schloss mit einer vergleichenden Arbeit ab – zum Finanzföderalismus in den USA und der Bundesrepublik. Die Einführung in die Sozialwissenschaften hat es mir später erleichtert, im Überschneidungsbereich zwischen Sozial- und Geschichtswissenschaften zu arbeiten.

Es war das Amerika John F. Kennedys – der wenige Monate vor meiner Ankunft ermordet worden war – und der Bürgerrechtsbewegung, die ich in Chapel Hill und in Mississippi kennenlernte, wo ich im Sommer 1965 ein paar Wochen Deutsch am Tougaloo College unterrichtete. Das war ein College primär für Afroamerikaner (damals sprach man von Schwarzen) und ein sehr lebhafter Ort. Ich lernte eine politisch engagierte Studentenbewegung kennen und schätzen, bevor eine solche in der

Bundesrepublik entstand. Nach Tougaloo eingeladen hatte mich Ernst Borinski, der als Jude und Sozialdemokrat aus Deutschland hatte fliehen müssen, in Chicago und Pittsburgh ein Soziologiestudium absolviert hatte und von 1947 bis zu seinem Tod 1983 in dem von ihm aufgebauten »Social Science Lab« an diesem kleinen Schwarzen-College unterrichtete, gegen die Segregation arbeitete und zahlreiche Afroamerikaner für spätere Führungspositionen ausbildete: eine ungemein eindrucksvolle Persönlichkeit, die sehr fruchtbar gewirkt und tiefe Spuren hinterlassen hat.¹³

In Berkeley besuchte ich Hans Rosenberg, der mich wissenschaftlich in den folgenden Jahren stark beeinflusst hat. Das auf besonderen Vergleichserfahrungen fußende Amerikabild deutscher Emigranten in den USA – das ich vorher schon im Studium bei Ernst Fraenkel erlebte, später auch im Austausch mit Fritz Redlich und Fritz Stern sowie in meiner Arbeit über den Ökonomen und Soziologen Emil Lederer – hat mein eigenes Amerikabild sehr geprägt. Das Auslandsjahr 1964/65 hat mir eine fruchtbare Distanz zu deutschen Dingen verschafft, auch zur deutschen Geschichte, die ich nach der Rückkehr verstärkt studierte.

Hanna Schissler: Das akademische Jahr 1974/75 habe ich an der University of California in Berkeley verbracht – als begleitende Ehefrau meines Mannes, der ein Auslandsstipendium für die USA erhalten hatte. Für meine Dissertation an der Universität Bielefeld (bei Hans-Ulrich Wehler) war ich damals in der Phase des Sammeln und Konzipierens. Barrington Moores These, dass die Entscheidung darüber, ob eine Gesellschaft einen demokratischen Weg einschlägt oder eben irgendwann zu einer Diktatur wird, in der vorindustriellen Phase falle, hatte mich inspiriert. Moore hatte die Wege verglichen, die die USA, England, Frankreich und Russland eingeschlagen hatten; aber im Hinblick auf Deutschland war sein Werk seltsam dünn.¹⁴ Das *fehlende Deutschland-Kapitel* zu schreiben schien mir seinerzeit ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der jüngsten deutschen Vergangenheit zu sein, deren Schreckensbild unmittelbar an-

13 Zum Einfluss von Ernst Borinski, Hans Rosenberg und anderen Exilanten auf meine eigene Entwicklung und auf diejenige der Historiker in der Bundesrepublik siehe ausführlicher Jürgen Kocka, *Influences: A Personal Comment*, in: Andreas Daum/Hartmut Lehmann/James J. Sheehan (Hg.), *The Second Generation. Émigrés from Nazi Germany as Historians*, New York 2016, 318–323.

14 Barrington Moore, *Social Origins of Dictatorship and Democracy. Lord and Peasant in the Making of the Modern World*, Boston 1966 (u.ö.); dt.: *Soziale Ursprünge von Diktatur und Demokratie. Die Rolle der Grundbesitzer und Bauern bei der Entstehung der modernen Welt*, Frankfurt a. M. 1969 (u.ö.).

zugehen ich mir nicht zutraute. Deshalb habe ich einen indirekten Weg über die »langen Wellen« in der Geschichte gewählt.

In Berkeley erwies sich Hans Rosenberg als großartiger und vor allem zuverlässiger Mentor (wie Jürgen Kocka es aus seiner Sicht für die 1960er-Jahre ja bereits erwähnt hat). Zuerst allerdings hatte Rosenberg mich in eine Art Schockstarre versetzt, indem er schlicht erklärte, ein so großes Thema sei nicht machbar – ganz sicher nicht in meinem Alter. Ich könne ja mit 65 noch mal darüber nachdenken, schlug er vor. Ein derartiges Vorhaben sei ein typisches Alterswerk, nämlich dann, wenn man genügend Überblick über die Geschichte und die Geschichtswissenschaft habe. Nachdem er sah, dass ich von dem Thema nicht abzubringen war (»mit 65 interessiert es mich aber vielleicht nicht mehr!«), unterstützte er mich mit rigorosen Anforderungen und vorzüglichen Hinweisen. Hans Rosenberg getroffen zu haben war ein großes Glück für mich. Hatte er einmal jemanden akzeptiert, war er in seiner Förderung vollständig *gender blind* – welch wohltuender Unterschied zu allem, was ich bislang in Deutschland erlebt hatte! Nachdem ich ihm einige Jahre später mein Buch geschickt hatte,¹⁵ schrieb er mir einen langen Brief, in dem er mir darlegte, dass ich seine Bedenken von damals vollständig ausgeräumt hätte. *I apologize. You did it.* Seine späte Anerkennung hat gut getan.

Noch etwas anderes hat mich beeindruckt: In Berkeley gab es Frauen! Nicht nur verhuschte Wesen, denen eigentlich ständig vermittelt wurde, dass die Wissenschaft nicht der rechte Ort für sie sei. Die Frauen in Berkeley kamen von überall her, sie waren im Aufbruch, sie hatten oft ihre Familien zurückgelassen (nicht dass ich das unbedingt als Bedingung des Aufbruchs befürwortet hätte, aber sie hatten sich aus einengenden Rollen, Verhaltensmustern, materiellen wie immateriellen Einschränkungen gelöst), oder ihre Kinder waren bereits groß. Jedenfalls: Diese Frauen promovierten! Auch wenn sie schon über 40 oder sogar über 50 Jahre alt waren. Das machte mir Mut. Solange ich in Deutschland war, hatte ich zwar zäh gekämpft, aber angesichts des eklatanten Mangels an Frauen in der Wissenschaft und angesichts des höchst problematischen Verhaltens männlicher Wissenschaftler gegenüber Studentinnen, jungen Wissenschaftlerinnen und sogar Kolleginnen hatte ich mir das Fertigstellen einer Dissertation nicht wirklich zutraut. In Berkeley schöpfte ich Mut: Wenn ich die Promotion wirklich schaffen sollte, dann würde ich das intellektuelle Leben, das ich mir erträumte, ja vielleicht sogar ein kosmo-

15 Hanna Schissler, Preußische Agrargesellschaft im Wandel. Wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Transformationsprozesse von 1763-1847, Göttingen 1978 (phil. Diss. Bielefeld 1977).

politisches Leben führen können, reisen, neue Welten – auch Wissenswelten – erschließen können. Das war der Mühe wert! Also verschwand ich jeden Tag in der Bibliothek und arbeitete mich durch die Bestände zur preußischen Geschichte, die dank Hans Rosenberg in der Bibliothek in Berkeley reichlich vorhanden waren. Ein Seminar bei Reginald Zelnik, dem großartigen Russlandhistoriker, den ich wegen seiner Integrität und seines profunden Wissens sehr geschätzt habe, brachte mich mit anderen *graduate students* in Kontakt.

In Berkeley erlebte ich das Ende des Vietnam-Kriegs, rauchte zum ersten Mal Marihuana und tankte viel, viel Sonne.

Etienne François: Mein erster längerer Aufenthalt in Deutschland fand im Sommer 1971 statt. Ich war damals Assistent für frühneuzeitliche Geschichte an der Universität Nancy-2 (seit Oktober 1970). Im Zusammenhang mit dem schnellen Wirtschaftswachstum und den »Ereignissen« von 1968 war es die Zeit der »universitären Explosion«: Neue Stellen wurden »en masse« geschaffen, und die Fachbereiche suchten buchstäblich nach jedem, der ein Minimum an Qualifikation aufweisen konnte. Das kam gerade passend für mich: 1968 hatte ich die *agrégation* bestanden, ein Jahr später mein Studium an der *Ecole Normale Supérieure* abgeschlossen und 1969/70 meinen Militärdienst als Dozent für Geschichte an der *Ecole de Guerre* absolviert (vergleichbar mit der deutschen Führungsakademie der Bundeswehr). Es herrschten damals Verhältnisse, die man sich heutzutage überhaupt nicht vorstellen kann: Ich hatte noch keine einzige Publikation vorzuweisen, wusste nur ungefähr, über welches Thema ich meine Dissertation schreiben wollte (eine Sozialgeschichte der Stadt Koblenz im 18. Jahrhundert), hatte kein einziges Jahr in einer Schule unterrichtet (was bis zu dieser Zeit der normale Weg zur Universität war, auch für die brilliantesten Historiker) und wurde trotzdem von einem Professor in meiner Heimatstadt Nancy gefragt, ob ich bereit wäre, dort eine Assistentenstelle anzunehmen.

Vom ersten Aufenthalt 1971 in der Bundesrepublik, der durch ein Stipendium des DAAD gefördert wurde, behalte ich vor allem drei Erinnerungen. Die erste ist – trotz der Schwierigkeiten mit den Handschriften des 18. Jahrhunderts – die Freude an der Archivarbeit, sei es im Erzbischöflichen Archiv Trier (Kirchenbücher von Koblenz), sei es im Staatsarchiv Koblenz (Bestände der Stadt Koblenz und des Erzstiftes Trier). Zum ersten Mal hatte ich die Möglichkeit, an unveröffentlichten Quellen zu arbeiten und dadurch einen unmittelbaren Zugang zur untersuchten Epoche zu erhalten. Die zweite Erinnerung ist die Überraschung bzw. das Unverständnis der freundlichen, hilfsbereiten Archivare, als ich

ihnen meinen französischen Werdegang wie auch das Thema meiner Untersuchung zu erklären versuchte: Niemand konnte etwas mit der *agrégation* oder der *Ecole Normale Supérieure* anfangen, die für mich damals das *non plus ultra* der akademischen Qualifikation darstellten; den meisten auch kam meine stark an den sozialhistorischen, struktur-analytischen und quantitativen Ansätzen der *Annales* orientierte Fragestellung fremd und merkwürdig vor. Die dritte Erinnerung schließlich ist die meines ausgeprägten Überlegenheitsgefühls. Nach Deutschland kam ich mit der festen und unreflektierten Überzeugung, ein Vertreter der innovativen, bahnbrechenden und führenden Forschung zu sein, die das Licht ihrer Fortschrittlichkeit in das Dunkel der rückständigen deutschen Geschichtswissenschaft bringen werde. Mit anderen Worten: Diese ersten Erfahrungen waren nur der Beginn einer Entdeckung der Andersartigkeit; sie blieben begrenzt, da ich mehr *über* die deutsche Geschichte als *mit* deutschen Historikern arbeitete.

2. Welche Impulse aus dem Ausland waren speziell für Ihre Forschungen und Interessen auf dem Gebiet der Zeitgeschichte zentral? Wo sehen Sie umgekehrt wichtige Einflüsse, thematische oder methodische Orientierungen etc., mit denen die deutsche Zeitgeschichtsschreibung auf ausländische Forschungen eingewirkt hat – vor bzw. dann auch nach 1989/90? Und verstehen Sie sich selbst als eine Art Mittlerfigur zwischen verschiedenen National- und Wissenschaftskulturen?

Hanna Schissler: Das sind drei Fragen, die ich nacheinander beantworten möchte.

a) Die kulturalistische Wende in der Geschichtswissenschaft insgesamt, besonders die Gender-Forschung in den USA sowie die Entwicklung weltgeschichtlicher Ansätze, die völlig neue Analyseebenen in die Zeitgeschichtsforschung einfügten, haben sicherlich meinen Blick auf zeithistorische Fragen verändert. Die Staats-Narrative, mit denen meine Generation noch groß geworden ist, haben sich ja weitgehend überlebt. Sie haben in vielen Bereichen einem Kulturrelativismus Platz gemacht. Das ging zeitweilig so weit, dass das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wurde und irgendwann die politische Geschichte nachgerade neu erfunden werden musste. *Die Geschichten* statt *der Geschichte* – dieser Perspektivwechsel warf die Frage der *agency* völlig neu auf oder rückte die Tatsache überhaupt erst ins Bewusstsein, dass es für die Analyse historischer Zusammenhänge entscheidend ist, *wer* spricht, aus wessen Perspektive die Dinge dargestellt werden und dass diese unterschiedlichen – oft auch

widersprüchlichen – Perspektiven sich eher zu einem Flickenteppich zusammenfügen als ein lineares Narrativ (zumeist der dominierenden Handlungsträger in der Geschichte) ergeben. Trotz des eigenartigen methodologischen Konservatismus der Zeitgeschichte, auf den Lutz Niethammer in den 1980er-Jahren ja bereits nachdrücklich hingewiesen hatte, krepelte die kulturalistische Wende auch die Zeitgeschichte um und veränderte nachhaltig den Blick auf das, was als Zeitgeschichte firmiert. Unter dem Gesichtspunkt, wie das handelnde Subjekt konstruiert wird, ist es eben etwas vollkommen anderes, ob Nazi-Deutschland Polen angreift oder die USA über Hiroshima eine Atombombe abwerfen (die *agency* liegt hier eindeutig bei den Staaten als handelnden Quasi-Subjekten), oder ob Erinnerungen derjenigen zu einem zeithistorischen Bild zusammengefügt werden, die das Handeln dieser Staats-Subjekte erlebt und erlitten haben – mithin ob das konkrete und durchaus widersprüchliche Erleben von Menschen, von Männern und Frauen, Tätern und Opfern, Kindern und Alten, Armen und Reichen ins Zentrum des wissenschaftlichen Interesses gerückt wird. Eine Sensibilität gegenüber den Subjektkonstruktionen in der Geschichte (auch den Kollektivsubjekten wie Nationen, Klassen, Geschlechtern, Ethnien etc.) konnte ich eher im amerikanischen als im deutschen Wissenschaftskontext entwickeln. Dass das dort eher möglich war, hat seinerseits mit den Eigenarten der amerikanischen Gesellschaft und ihrer Geschichte zu tun.

b) Die Zeitgeschichtsforschung ist tatsächlich in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr transnational geworden; Forschungen im angelsächsischen und deutschen Sprachraum beeinflussen sich wechselseitig. Einen deutschen Impuls, der auch im Ausland Resonanz erzeugte, vermag ich am ehesten in der »Oral History« sowie in der Bedeutung des Erinnerungs-Paradigmas zu entdecken, das in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Forschungsarbeiten inspiriert hat.

c) Deutschsprachige und anglo-amerikanische Wissenschaftskulturen sind in sich jeweils überaus komplex und nur bedingt kompatibel. Interessant ist dabei, worauf schon Johan Galtung 1983 in einem lesenswerten Aufsatz hingewiesen hat:¹⁶ dass der unterschiedliche Habitus der Wissenschaftler (und ja: auch der Wissenschaftlerinnen) sich eben nicht nur in spezifischen Organisationsformen von Wissenschaft und typischen Verhaltensweisen spiegelt (etwa in der Art und Weise, wie man mit dem wissenschaftlichen Nachwuchs umgeht), sondern auch in den spezifisch

16 Johan Galtung, Struktur, Kultur und intellektueller Stil. Ein vergleichender Essay über sachsenische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft, in: *Leviathan* II (1983), 303-338.

ausgerichteten Fragen und in den intellektuellen Interessen, die diese Wissenschaftssysteme jeweils hervorbringen. Es ist ein großes Geschenk, wenn man mehr als eine Wissenschaftskultur gründlich hat kennenlernen und in mehr als einer Wissenschaftskultur leben dürfen, denn nur so ist es möglich, auch in verborgene Schichten der jeweiligen Wissenschaftskultur vorzudringen. Dann relativiert sich der Modus, in den man hineinsozialisiert wurde und den man irgendwie als selbstverständlich anzusehen geneigt war. Ja, gelegentlich konnte und kann ich Ideen, Ergebnisse, Verhaltensstile hin- und hertragen zwischen Deutschland und den USA und sie miteinander verbinden. Auch das mitunter zu beobachtende Nichtverstehen deutscher und US-amerikanischer WissenschaftlerInnen ist mir vielleicht weniger rätselhaft als anderen.

Jürgen Kocka: Methodisch waren für mich wie für die westdeutsche Sozialgeschichte generell Einflüsse aus England, Frankreich und den USA besonders bedeutsam, doch wirkten sich diese in den 1960er- und 1970er-Jahren auf Forschungen zum »langen« 19. Jahrhundert und zur Frühen Neuzeit stärker aus als auf die Zeitgeschichte. Was den *Blickwinkel* angeht, wurde für mich wie für andere Historiker meiner Generation die zeitgeschichtlich relevante Frage nach den Unterschieden zwischen Deutschland und »dem Westen« zentral – ausgehend von dem Versuch zu verstehen, warum eine extreme Variante der faschistischen Diktatur in Deutschland zum Zuge kam (nicht aber in den westlichen Ländern), unter dem Einfluss langfristig wirkender Bedingungen und mit katastrophalen Folgen. Diese Frage war (und ist) der Kern der Diskussionen über den »deutschen Sonderweg«, »the German divergence from the West«. Für die Entwicklung *dieser*, implizit oder explizit vergleichenden, Forschungsrichtung waren westeuropäisch-nordamerikanische Anstöße in der Tat sehr wichtig. Mich haben sie zunächst vor allem über Wissenschaftler erreicht, die in den 1930er-Jahren aus Deutschland hatten flüchten müssen und seit den 1950er-Jahren dorthin zurückwirkten sowie zum Teil auch zurückkehrten; später auch über Jüngere, sei es in Zustimmung (z. B. Konrad H. Jarausch), sei es in kritischer Auseinandersetzung (z. B. mit David Blackbourn und Geoff Eley). Transnationale Diskussionen – und Berufsbiographien – haben für diese Art von Zeitgeschichte eine wichtige Rolle gespielt, sie haben zur »Verwestlichung« der bundesdeutschen Zeitgeschichtsforschung früh beigetragen.

Und umgekehrt? Mit seinen Katastrophen, Brüchen und tiefen Verwandlungen ist Deutschland ein zeitgeschichtlich besonders interessantes Land, vielleicht das interessanteste in Europa. Dadurch mitbedingt, sind die Probleme, Sichtweisen und Erkenntnisse deutscher Zeithistoriker in-

ternational wirksamer geworden, als uns das meist bewusst ist. Am deutlichsten dürfte sich dies an den internationalen Debatten und Forschungen zum »Sonderweg«, zum Nationalsozialismus, zum Totalitarismus, zum Diktaturenvergleich wie zu Problemen der kollektiven Erinnerung und Erinnerungspolitik zeigen lassen, mit neuen Akzenten seit 1989/90. Schließlich sind die auch in der Zeitgeschichte wirksamen Versuche einiger deutscher Historiker, eine enge Verbindung von Geschichts- und Sozialwissenschaften herzustellen, im Ausland kräftig wahrgenommen worden, gerade von Sozialwissenschaftlern. Zuletzt hat die Handvoll deutscher Historiker, die entschieden Globalgeschichte betreiben, in den USA viel Aufmerksamkeit gefunden.

Etienne François: Die Impulse, die ich aus der deutschen Forschung erhalten habe, sind so zahlreich, dass es mir schwerfällt, eine Auswahl zu treffen. Wenn ich von den vielen Anregungen auf dem Gebiet der Frühen Neuzeit absehe, so würde ich vor allem folgende Impulse hervorheben: zuerst diejenigen auf dem Gebiet der NS-Forschung, insbesondere die Untersuchungen, die mit Hilfe einer kontextualisierten und reflektierten »Oral History« durch Lutz Niethammer und in seinem Umkreis entstanden sind, aber auch die neue Richtung der »Täterforschung«; zweitens die Arbeiten, die die Anregungen der »Alltagsgeschichte« fortgeführt haben, indem sie »Herrschaft als soziale Praxis« analysiert haben (eine Forschungsrichtung, die sich besonders in der NS- und in der DDR-Forschung bewährt hat). An dritter Stelle möchte ich die zahlreichen Anstöße erwähnen, die ich durch die vergleichende Geschichte erhalten habe – eine Richtung, die in Deutschland unter anderem als Nebenprodukt der inzwischen überholten These des »deutschen Sonderwegs« intensiviert wurde. Es stimmt zwar, dass insbesondere Marc Bloch die vergleichende Geschichte schon früher thematisierte (nämlich 1928);¹⁷ eingelöst wurden seine Anregungen aber vor allem ab den 1980er-Jahren in der Bundesrepublik. Mit dem Fall der Mauer sowie der Neustrukturierung Deutschlands und Europas erhielten historische Vergleiche dann eine zusätzliche Förderung, wobei die produktive Auseinandersetzung mit den weitergehenden Ansätzen der »Transfergeschichte« in Richtung einer »Histoire croisée« hervorzuheben ist. An letzter Stelle möchte ich schließlich die entscheidenden Impulse erwähnen, die ich durch die neuen Ansätze der Gedächtnis- und Erinnerungsforschung erhalten habe, wobei vor allem die Arbeiten von Jan und Aleida Assmann zu

17 Marc Bloch, *Pour une histoire comparée des sociétés européennes*, in: *Revue de synthèse historique* 46 (1928), 15-50.

nennen sind. Dass ich diese Zugänge besonders aufmerksam rezipiert habe, liegt allerdings daran, dass meine eigenen Forschungen sowie die Forschungen, die ich entweder als Gemeinschaftsprojekte initiiert oder als Dissertationen und Habilitationen gefördert habe, sich immer an der Schnittstelle von französischen und deutschen Ansätzen entwickelt haben. Deswegen ist es, glaube ich, nicht anmaßend zu sagen, ich sei auch zu einer Mittlerfigur zwischen verschiedenen National- und Wissenschaftskulturen geworden.

Christoph Kleßmann: Die Frage ist mir eine Nummer zu groß. Als jemand, der in Göttingen im Studium von Politikgeschichte konventioneller Art überzeugt und fasziniert war, sich in Bochum und Bielefeld allmählich mit modernen Trends der Sozialgeschichte vertraut machte, heute gegenüber vielen Moden seit dem »Cultural Turn« aber immer noch allerhand Bauchschmerzen hat, hülle ich mich bei dieser schwierigen Selbsterforschung lieber in Schweigen.

*3. Die transnationale Geschichte hat in den vergangenen rund 15 Jahren ja eine besondere Konjunktur erlebt. Was ist an dieser Forschungsrichtung tatsächlich neu – oder anders gefragt: Welche transnationalen Elemente gab es eventuell schon in früheren Forschungen zur Zeitgeschichte? In welchem Maße stimmt die Beobachtung und Kritik, die deutsche Geschichtswissenschaft und speziell die Zeitgeschichte sei bis vor kurzem nationalgeschichtlich fixiert gewesen? Vielleicht bedarf es aber auch einer Kritik dieser Kritik: Ist eine hinreichende Fundierung der Historiographie in nationalgeschichtlichen Erfahrungen, Interessen und Kompetenzen nicht weiterhin unerlässlich?*¹⁸

Christoph Kleßmann: Ja, das letztere stimmt. Vieles ist sicher nicht so neu wie behauptet, allerdings sind methodische und begriffliche Debatten viel elaborierter geworden. Die Zeitgeschichte als historische Teildisziplin hat sich in Deutschland vergleichsweise spät um eine sozial-, alltags- und kulturgeschichtliche Erweiterung ihres Themenspektrums und ihrer Methoden bemüht. Das hing nicht zuletzt mit der »Geburt der deutschen Zeitgeschichte aus dem Geist der Vergangenheitsbewältigung« (Mathias Beer) zusammen. Für die frühe und lang anhaltende Fixierung auf die Geschichte des Nationalsozialismus gab es schließlich gute Gründe. Da

¹⁸ Siehe zu dieser Debatte neuerdings etwa Alexander Gallus/Axel Schildt/Detlef Siegfried (Hg.), *Deutsche Zeitgeschichte – transnational*, Göttingen 2015 (vgl. auch die Rezension von Christoph Lorke, 7.3.2016: <<http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-24631>>).

diese Geschichte aber zugleich immer ein wesentlicher Teil der europäischen, ja der Weltgeschichte war und in unterschiedlicher Intensität auch so erforscht wurde, trifft der Vorwurf der nationalgeschichtlichen Verengung nur begrenzt zu. Andererseits sind vergleichende Ansätze und umfassendere transnationale Studien in der Zeitgeschichte deutlich später angekommen als in anderen Sektoren der historischen Forschung. Ein bahnbrechendes Werk, das von links bis rechts viel Anerkennung fand, war Ernst Noltes vergleichende Studie »Der Faschismus in seiner Epoche« von 1963. Für die Renaissance eines universalisierenden Faschismusbegriffs hat also nicht erst die Neue Linke gesorgt. Vielleicht hat sich Nolte diesen großen Wurf nur zugetraut, weil er Historiker und zugleich auch Philosoph war.¹⁹

Ein ganz anderes Feld, auf dem transnationale Zugänge sehr spät kamen, war die Erforschung Ost- und Ostmitteleuropas. Für mich ist auffällig gewesen, dass es in der Bundesrepublik während der 1950er-Jahre eine frappierende Renaissance der alten, eng dimensionierten »Ostforschung« gab – mit reduziertem Aktionsradius, aber weitgehend dem alten Personal. Sie beschäftigte sich vorwiegend und mit offen oder verdeckt legitimatorischem Unterton mit dem »deutschen Osten« sowie mit Flucht und Vertreibung. Die Ursachen für diesen tiefen Bruch und eine riesige Verlustgeschichte, nämlich die nicht nur nationalsozialistische, rasseideologisch begründete Herrschaft in Osteuropa, wurden weder von der deutschumszentrierten »Ostforschung« noch von der professionellen Osteuropaforschung in Angriff genommen, sondern der allgemeinen Zeitgeschichte überlassen. Symptomatisch war hier Martin Broszats Darstellung der NS-Polenpolitik von 1961. Sie war die erste und viele Jahre einzige auf breiter Quellenbasis fundierte Arbeit dazu.²⁰

Jürgen Kocka: Die bundesdeutsche Zeitgeschichte hat früh internationale Einflüsse verarbeitet und transnationale Dimensionen besessen, wenngleich sehr lange mit eindeutiger Blickrichtung nach Westen. Nach 1989/90 ist die Ergänzung durch den Blick nach Osten häufiger geworden – etwa am Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam. Deutsche Themen haben jedoch eindeutig dominiert, aus guten Gründen. Wenn es um die Geschichte der jüngsten Zeit geht, ist es für Historiker besonders dringlich und naheliegend, durch ihre Arbeit zur

19 Vgl. dazu Wolfgang Schieder, Der Faschismus als Objekt philosophischer Geschichtsschreibung. Ernst Noltes »Phänomenologie«, in: Jürgen Danyel/Jan-Holger Kirsch/Martin Sabrow (Hg.), 50 Klassiker der Zeitgeschichte, Göttingen 2007, 76-79.

20 Martin Broszat, Nationalsozialistische Polenpolitik 1939-1945, Stuttgart 1961.

kritischen Aufklärung und Orientierung der Gegenwart beizutragen und dafür auch Fragen der historischen Verantwortung und Schuld, Fehlentwicklungen und Erfolge, Identitäten und Mythen zu bearbeiten. Das muss aber zum großen Teil im nationalgeschichtlichen Rahmen geschehen, denn auf diesem Gebiet *war* und *ist* vieles national spezifisch, und vor allem: Der Raum, in den Zeithistoriker auf diese Weise hineinwirken können und sollen, ist nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend nationalsprachlich, nationalgesellschaftlich und nationalgeschichtlich definiert. Wer Geschichtswissenschaft als gesellschaftlich und politisch aufklärende Veranstaltung will, wird heute und zukünftig auf den nationalgeschichtlichen Blickwinkel nicht verzichten dürfen. Dessen Vernachlässigung droht ja auch keineswegs.

Doch die Verhältnisse ändern sich. Die Europäisierung und Globalisierung unserer Welt, also die grenzüberschreitende Verflechtung unserer Erfahrungen, Probleme, Handlungsmöglichkeiten und Identitäten schreiten schnell voran. Die an Einfluss gewinnenden transnationalen Ansätze in der Geschichtswissenschaft stellen eine sinnvolle Antwort auf diese Beschleunigung der realen Transnationalisierung dar. Sie bieten neue Möglichkeiten und stellen neue Herausforderungen, auch für die Zeitgeschichte. Das Bedürfnis nach europa- und globalgeschichtlichen Synthesen wächst; großräumige Zusammenhänge wie Migrationen, Menschenrechte und Mächtesysteme gewinnen an Interesse. Am wichtigsten aber ist, dass die weiterhin dominierenden national-, regional- oder lokalthistorischen Themen mit neuem Blick bearbeitet werden, nämlich mit Interesse an ihrer transnationalen Einbettung und Verflechtung oder im internationalen bzw. interkulturellen Vergleich. Das erfordert intellektuelle Anstrengung, verspricht aber auch neue Fragen und Ergebnisse, und geläufige Bilder werden revidiert. Denn vieles, was in Wirklichkeit Teil transnationaler Zusammenhänge war, wird ja nationalgeschichtlich erinnert, wie sich etwa am Umgang mit dem Jahr 1989 zeigen lässt. Erinnerungskritik ist eine Pflicht der Geschichtswissenschaft, insbesondere der transnationalen.

Hanna Schissler: Die deutsche Zeitgeschichtsforschung hat sich lange in einer eigenartigen Zwitterposition befunden. Auf der einen Seite war sie in besonderem Maße nationalgeschichtlich ausgerichtet – bedingt durch die Fragen nach der Spezifik der deutschen Geschichte (einige Jahre als »Sonderwegsthese« diskutiert) sowie durch die deutsche Neuvereinigung, die das Augenmerk notwendigerweise auf innerdeutsche, seit 1989/90 wieder gesamtdeutsche, Entwicklungen und Befindlichkeiten gerichtet hat. So war ja die Furcht, dass durch 1989/90 die National-

geschichte in Deutschland wieder Auftrieb erhalten werde (gepaart mit der Angst vor einem neuen deutschen Nationalismus), durchaus nicht unbegründet. Auf der anderen Seite jedoch ist die deutsche Zeitgeschichtsforschung nicht stärker national ausgerichtet als diejenige anderer Länder auch, ja mehr noch: Durch die beiden Weltkriege und durch die Tatsache, dass Deutschland im Zentrum des Ost-West-Konflikts stand, war deutsche Zeitgeschichte auch in besonderem Maße transnational – manchmal sogar wider Willen. Die Tendenz zur nationalen Nabelschau, der ein eigenartiger kollektiver Narzissmus zugrunde liegt, hat die transnationalen Perspektiven insgesamt jedoch lange überlagert. Das hat sich erst in den letzten Jahren verändert.

Etienne François: Dass die deutsche Geschichtswissenschaft und speziell die deutsche Zeitgeschichte bis vor kurzem nationalgeschichtlich fixiert war, steht außer Zweifel. Dies sollte aber auf keinen Fall im Sinne eines Vorwurfs interpretiert werden. Die ethische, politische und wissenschaftliche Notwendigkeit, sich mit der NS-Zeit als »Zivilisationsbruch« wie auch mit der Erfahrung der »doppelten Diktaturen« kritisch und schonungslos auseinanderzusetzen, war und bleibt bis heute in der Bundesrepublik eine zentrale Herausforderung. Daraus sind auch wesentliche Anregungen für die nicht-deutsche Forschung hervorgegangen. Oft würde ich mir wünschen, dass zum Beispiel die französische Geschichtswissenschaft diese Anregungen aufmerksamer rezipierte. Dass schließlich eine hinreichende Fundierung der Historiographie in nationalgeschichtlichen Erfahrungen, Interessen und Kompetenzen weiterhin unerlässlich ist, steht für mich außer Frage. Nie hätte ich die zahlreichen Impulse, die ich der deutschen Forschung verdanke, produktiv und konstruktiv aufnehmen können, wenn ich nicht vorher eine gründliche Bildung in der langen Tradition der französischen Geistes- und Sozialwissenschaften erhalten hätte. Um sich zu entwickeln, braucht die transnationale Geschichte eine solide Basis, und diese Basis entsteht zuerst im Rahmen einer spezifischen, überwiegend nationalgeschichtlich geprägten Wissenschaftskultur.

4. *Ein besonderes zeitgeschichtliches Reizthema nach 1989/90 war der Begriff des »Totalitarismus«, der als wissenschaftliches Konzept und politisches Schlagwort bekanntlich eine lange Vorgeschichte hat.²¹ Wie fruchtbar sind*

21 Aus der umfangreichen Literatur sei nur exemplarisch dieser historisch-semantische Essay genannt: Anson Rabinbach, *Begriffe aus dem Kalten Krieg. Totalitarismus, Antifaschismus, Genozid*, Göttingen 2009.

totalitarismustheoretische Zugriffe nach Ihrem Eindruck für die Zeitgeschichte gewesen? Haben sie für künftige Forschungen noch einen Erkenntniswert, oder sind sie heute nur noch von ideengeschichtlichem Interesse? Welche alternativen Konzepte aus der Politikwissenschaft, der Soziologie, der Philosophie, der Rechtswissenschaft etc. könnten sich für Analysen politischer Herrschaft im 20. Jahrhundert besonders anbieten – etwa der Begriff des »Genozids«, der neuerdings auch auf kommunistische Gewalttaten ausgedehnt wird? Und wie unterscheiden sich die deutschen Debatten um »Totalitarismus« und »Genozid« von denen in anderen Ländern, etwa in Frankreich?

Etienne François: Mit dem totalitarismustheoretischen Zugriff kann ich ehrlich gesagt wenig anfangen. Sicher kann er im Rahmen vergleichender Untersuchungen hilfreich sein; aber nur als eine Hypothese unter anderen, nicht als Schlüssel für alles. Genauso anregend – wenn auch gleichermaßen beschränkt, im Sinne einer zu überprüfenden Hypothese – finde ich die Ansätze der von vielen anglo-amerikanischen Kollegen entwickelten und verwendeten Thesen der politischen Religiosität. Und wenn ich in diesem Bereich einen Unterschied zwischen französischen und deutschen Debatten sehe, dann vor allem in einer größeren Zurückhaltung vieler deutscher Kollegen gegenüber den Begriffen »Totalitarismus« und »Genozid«. Stärker als die Franzosen befürchten sie, der Rückgriff auf solche Theorien könnte – wenn auch unbeabsichtigt – zu einer Relativierung des Nationalsozialismus und der deutschen Verantwortung bzw. Schuld führen.

Christoph Kleßmann: Die Ausweitung des Genozid-Begriffs halte ich für sehr problematisch, weil er damit ähnlich wie der Totalitarismus leicht ins politische Kampfvokabular driftet und analytisch entwertet wird. Mit dem Totalitarismus als Begriff der politischen Alltagssprache bin ich sozusagen groß geworden. Er gehörte essentiell zum innenpolitischen Klima des Kalten Kriegs. Mit großem Interesse habe ich dann die Überlegungen von Peter Christian Ludz verfolgt, die Anwendung auf die DDR zugunsten eines »konsultativen Autoritarismus« seit den 1960er-Jahren in Frage zu stellen.²² Das war aus heutiger Sicht fraglos eine optimistische Fehlprognose, erfasste aber wichtige Veränderungen, die vielfach unzureichend wahrgenommen wurden.

²² Peter Christian Ludz, *Parteilite im Wandel. Funktionsaufbau, Sozialstruktur und Ideologie der SED-Führung. Eine empirisch-systematische Untersuchung*, Köln 1968, 3., durchgesehene Aufl. 1970; engl.: *The Changing Party Elite in East Germany*, Cambridge 1972.

Wenn das Totalitarismus-Konzept nicht als politisches Kampfvokabular verwandt wird, ist es nach wie vor brauchbar, um charakteristische ideologische und politische Intentionen sowie Unterschiede in der Intensität diktatorischer Herrschaft zu kennzeichnen. Dabei bietet es sich durchaus an, im Sinne Max Webers von einem Idealtypus auszugehen und daran die »Abweichungen« in der gesellschaftlichen Realität zu messen. Überraschend war und ist für mich die fast selbstverständliche Verwendung des Totalitarismus-Begriffs in Polen, insbesondere unter früheren Dissidenten, obwohl Polen vor 1989 sicherlich das am wenigsten totalitäre Land im Ostblock war.

Jürgen Kocka: Ein sorgfältig definierter, nicht inflationierter Begriff des Totalitarismus konnte immer und kann weiterhin nützlich sein, um Bedingungen, Eigenarten und Folgen besonders harter Varianten moderner Diktatur – etwa Nationalsozialismus und Stalinismus – vergleichend zu beschreiben und zu analysieren. Der Begriff fußt auf einer langen theoriehaltigen Forschungsdiskussion und rückt zentrale Erfahrungen des 20. Jahrhunderts in den Blick. Es war nie zwingend, sondern unklug, die Konzepte »Faschismus« und »Totalitarismus« als sich ausschließende Gegensätze zu begreifen. Vielmehr lassen sie sich verknüpfen, zum Beispiel indem man von besonders totalitären oder weniger totalitären Varianten des Faschismus spricht. Auch beim Vergleich der beiden deutschen Diktaturen des 20. Jahrhunderts kann der Begriff – vor allem als Adjektiv und gradualisierend – hilfreich sein, wobei die Entscheidung darüber, welches System totalitärer war, davon abhängt, welchen Begriff von »totalitär« man bevorzugt. Betont man – neben den typischen Merkmalen der Herrschaftsform, die auf jeden Fall zentral sind – mit Hannah Arendt Gewalt, akkumulierende Aggressivität nach innen und außen sowie damit verbundene Instabilität als Kriterien, war die Diktatur Hitlers die bei weitem totalitärere. Betont man dagegen die langfristig wirksame Durchdringung und Prägung der gesellschaftlichen Verhältnisse durch diktatorische Politik als Merkmal des Totalitarismus, war die DDR das totalitärere System. Mein Eindruck ist, dass die Glaubenskämpfe glücklicherweise abgeebbt sind, die um den Totalitarismusbegriff im Deutschen und Französischen geführt worden sind. In der englischsprachigen Literatur herrschte durchweg größere Gelassenheit vor; hier wird der Begriff auch weiter gebraucht, so von Sheila Fitzpatrick und Michael Geyer.²³ Den Begriff »Genozid« sehe ich nicht als Alternative, er führt in

23 Sheila Fitzpatrick/Michael Geyer (Hg.), *Beyond Totalitarianism. Stalinism and Nazism Compared*, Cambridge 2009.

eine andere Richtung. Arbeiten lässt sich dagegen mit dem Begriff der »modernen Diktatur«, jedoch nicht ohne differenzierende und näher charakterisierende Adjektive wie »totalitär«.

Hanna Schissler: Die Ausgangsfrage ist eigenartig, denn »Totalitarismus«, der ein systemischer Begriff ist, liegt auf einer völlig anderen Ebene als »Genozid«. Wenn man diese beiden Begriffe ins Spiel bringt, geht es meiner Meinung nach a) um die Analyseebenen von Handlungsorientierungen versus Systembeschreibungen und b) um die Frage der Vergleichbarkeit von Völkermorden – in Deutschland bekanntlich ein heikles Thema. Systemisch²⁴ wie historisch haben Zygmunt Bauman und Eric D. Weitz die Massenvernichtung von Menschen in den 1940er-Jahren als Phänomene der Moderne beschrieben und sie damit in einen Referenzrahmen gestellt, der sowohl den Vergleich ermöglicht als auch die systemischen Elemente herauszuarbeiten erlaubt, ohne dass auf die historische Spezifik verzichtet werden müsste.²⁵ Ich finde Vergleiche ebenso legitim wie systemische Beschreibungen, und die Furcht, dass damit das Besondere der deutschen Schuld überdeckt würde, halte ich für unbegründet. Wenn Gruppen von Menschen systematisch vernichtet werden, sei es aufgrund ethnischer oder sozialer Zugehörigkeiten, dann ist der Begriff »Genozid« legitim – und damit auch vergleichende Genozidforschung.

5. Viele Historikerinnen und Historiker Ihrer Altersgruppe haben sich auch zu politischen Fragen geäußert – nicht vordergründig parteipolitisch, sondern in aller Regel auf der Basis fachwissenschaftlicher Expertise. Welche Rolle spielen dabei generationelle Prägungen und Verhaltensstile? Würden Sie sich selbst einer bestimmten »Generation« zurechnen, oder ist diese Kategorie wiederum eher eine intellektuelle Mode?

Jürgen Kocka: Wenn man mit »Generation« die Angehörigen einer Altersgruppe meint, die das Erlebnis einer besonders prägenden Konstellation,

24 Ich meine tatsächlich »systemisch« und nicht »systematisch«, also: die Beschreibung einer System-Ebene mit zirkulären Handlungsströmen (Niklas Luhmann).

25 Zygmunt Bauman, *Modernity and the Holocaust*, Ithaca 1989, dt.: *Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust*, Hamburg 1992; Eric D. Weitz, *From the Vienna to the Paris System: International Politics and the Entangled Histories of Human Rights, Forced Deportations, and Civilizing Missions*, in: *American Historical Review* 113 (2008), 1313-1343. Vgl. auch ders., *A Century of Genocide. Utopias of Race and Nation*, Princeton 2003, Updated Edition 2015.

Zäsur oder Ereignisfolge teilen, dann stellt die Generationszugehörigkeit einer Person durchaus einen groben Anhaltspunkt dar, um deren Orientierungen und Präferenzen zu beschreiben und zu verstehen – so sehr sich auch die verschiedenen Vertreter ein und derselben Generation voneinander unterscheiden. Man hat mit guten Gründen von einer »45er-Generation« und einer »68er-Generation« unter den Historikern in der Bundesrepublik gesprochen, die sich in politischen Prägungen und Grundorientierungen, auch in Lebens- und Leseerfahrungen unterscheiden und sich noch im Rückblick bisweilen kritisch voneinander absetzen. Wenn überhaupt, dann sehe ich mich (Jahrgang 1941) zwischen diesen beiden Generationen und glaube, von beiden das bessere Teil mitbekommen zu haben. Als halber »45er« teile ich nicht nur die Überzeugung vom alles andere dominierenden Zäsurcharakter der NS-Diktatur als »deutscher Katastrophe«, das sich durchhaltende Interesse an deren Erklärung und die auch emotionale Einsicht in die Zerstörbarkeit der Zivilisation unter gar nicht so fernen Bedingungen, sondern auch die tiefe Genugtuung darüber, dass es – keinesfalls selbstverständlich – gelang, die Bundesrepublik aus dieser Tradition zu befreien und zu einem besseren Deutschland zu entwickeln. Dagegen blieb mir als Kind oder Jugendlicher die Prägung durch den Ungeist des nationalsozialistischen Deutschland weitgehend erspart, anders als Älteren. Als halber »68er« nahm ich als prägende Erfahrung aus der intellektuell-politischen Aufbruchzeit seit den späten 1950er-Jahren mit, dass sich kritische Wissenschaft und gesellschaftlich-politische Kritik sehr gut miteinander vertragen, zum Nutzen beider, jedenfalls in den Geschichts- und Sozialwissenschaften. Vor der proportions- und rücksichtslosen Unbedingtheit mancher Jüngerer war ich geschützt. Die politisch-intellektuelle Ängstlichkeit, zu der die Erfahrung der Katastrophe der 1930er- und 1940er-Jahre ja ebenfalls führen konnte, wurde durch den Elan der 1960er-Jahre relativiert – und umgekehrt.

Hanna Schissler: Wer seine Dissertation noch mit der Hand geschrieben und das Geschriebene abends in die mechanische Schreibmaschine getippt hat, gehört mit Sicherheit einer bestimmten Generation an, die anders sozialisiert wurde als jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Natürlich gibt es Generationen-Erfahrungen, die Menschen miteinander teilen, selbst wenn aus der Tatsache, einer bestimmten Generation anzugehören, noch nicht notwendig eine Berufung folgt, sich zu politischen Fragen zu äußern und die Feuilletons zu bevölkern. Die viel beschworenen »68er« waren tatsächlich eine in besonderem Maße politische Generation, wobei das Politische alles Mögliche enthielt: ernsthaften Forscherdrang und Wahrheitssuche ebenso wie intellektu-

elle Rebellion und die Bereitschaft, (politische) Verantwortung zu tragen; aber auch: generationelle Rücksichtslosigkeit, generalisierten Welt-schmerz, Demagogie, Genussucht, Selbsterstörung und Klamauk.²⁶

Christoph Kleßmann: Ich habe mich emotional immer der viel zitierten »skeptischen Generation« zugeordnet, obwohl das nach Helmut Schelsky nicht ganz zutreffend ist, weil ich dafür (noch) älter sein müsste. Daraus folgte für mich allerdings auch die Bereitschaft, sich nüchtern für die demokratische Ordnung zu engagieren, sei es im Medium der politischen Bildung, sei es in einer Partei oder in gewerkschaftlicher Arbeit. Vielleicht hängt mit dieser stark von einem antinazistischen Elternhaus geprägten und gleichzeitig von dessen pietistischem Gepräge sich absetzenden Skepsis als Grundgefühl auch zusammen, dass ich für die »68er« zwar überwiegend Sympathie empfand, gleichzeitig aber ziemlich immun dagegen war, selber die Barrikade zu erklimmen oder auch nur ein radikales revolutionäres Geschrei anzustimmen. Mit der gebotenen Altersweisheit habe ich mich entsprechend meiner ambivalenten Einstellung in einem Aufsatz über »1968« um eine Historisierung dieser Zäsur bemüht.²⁷

Etienne François: Wenn man unter »Generation« eine Gruppe von Menschen versteht, die eine vergleichbare Sozialisation erhalten haben und die vor allem durch ähnliche Erfahrungen und die Erinnerungen daran geprägt wurden, dann zähle ich ohne Zweifel zur Generation der Begünstigten. Ich wurde zwar während des Kriegs geboren (Mai 1943). Mein Vater war ein Jahr lang (zwischen Juni 1944 und Mai 1945) verhaftet und dann deportiert. Insofern gehöre ich zur Kriegsgeneration – aber noch mehr zur Generation der »Spätgeborenen«, die keine unmittelbaren Erinnerungen an den Krieg haben und ihn als ein zwar schreckliches, aber letztendlich glücklich überwundenes Ereignis betrachten. Viel wichtiger war die republikanische, katholische und bildungsbürgerliche Prägung, zu welcher ich immer stehe. Trotz des Kriegs und seiner Folgen wuchs ich in einer glücklichen Familie auf und gehöre zudem den Jahrgängen an,

26 Treffend analysiert und beschrieben von Peter Schneider, *Rebellion und Wahn*, Köln 2010.

27 Christoph Kleßmann, 1968 in *Ost und West: Historisierung einer umstrittenen Zäsur*, in: *Osteuropa* 58 (2008) H. 7, 17-30. Zuvor bereits ders., *Das Jahr 1968 in westlicher und östlicher Perspektive*, in: Bernd Faulenbach/Rainer Eckert (Hg.), *Auf dem Weg zur Zivilgesellschaft. Mythos und Realität der 60er und 70er Jahre in Ost und West*, Essen 2003, 11-22, und ders., 1968 – *Studentenrevolte oder Kulturrevolution?*, in: Manfred Hettling (Hg.), *Revolution in Deutschland? 1789-1989. Sieben Beiträge*, Göttingen 1991, 90-105.

die von den Möglichkeiten der Wohlstandsgesellschaft am meisten profitiert haben: Mit 21 Jahren war ich Beamter auf Lebenszeit; mir wurde sofort nach dem Ende des Studiums eine Stelle an der Universität angeboten. Wenn ich meine spätere Laufbahn und die zahlreichen Angebote, die mir zuteil wurden, mit den Einstiegsschwierigkeiten und der Prekarität vieler heutiger Akademiker vergleiche, dann muss ich einfach zu dem Schluss kommen, dass wir – selbst wenn wir 1968 massiv protestiert haben – zu einer Generation der Verwöhnten gehören. Daher empfinde ich ein Gefühl der Dankbarkeit, aber auch der Verantwortung gegenüber den jüngeren Generationen sowie für die Festigung der Demokratie, des Friedens und der Völkerverständigung.

Ich habe meine Tätigkeit in der Forschung, der Lehre und der Verwaltung immer als eine politische verstanden – nicht in einem parteipolitischen Sinne, sondern vielmehr in einem Sinne, den ich auf Französisch als »civique« bezeichnen würde. Von Beginn an war für mich klar, dass ich einen gesellschaftlichen und bürgerlichen Auftrag zu erfüllen hatte. Daraus ergab sich mein Engagement nicht nur in der Lehre, sondern auch in den vielen Ämtern, die mir anvertraut wurden. Mein frühes Interesse für die Gedächtnis- und Erinnerungsgeschichte, wie auch die Konsequenzen, die ich daraus gezogen habe, hängen damit ebenfalls zusammen. Das Projekt der »deutschen Erinnerungsorte« liegt an der Schnittstelle zwischen Forschung und politischer Bildung,²⁸ und es ist kein Zufall, dass ich mich nun, nachdem ich sechs Jahre lang an der Konzeption und Realisierung des »deutsch-französischen Geschichtsbuchs« mitgewirkt habe, im Beirat des Deutschen Historischen Museums engagiere.

6. Heute gibt es bei den jüngeren Kolleginnen und Kollegen grosso modo eine geringere Neigung, sich politisch zu exponieren – gerade in der Zeitgeschichtsforschung, wo sich Gegenwartsbezüge meist besonders aufdrängen. Muss man diese Zurückhaltung bedauern (und eventuell kritisieren), oder ergibt sie sich folgerichtig aus einer stärkeren Professionalisierung und Ausdifferenzierung der Geschichtswissenschaft sowie den politischen Rahmenbedingungen einer gefestigten Demokratie, die auf Zeitgeschichte als »Demokratiewissenschaft« nicht mehr zwingend angewiesen ist?

Hanna Schissler: Das politische Engagement entfaltet sich auf einem bestimmten Nährboden, und der ist möglicherweise für die heutige

28 Etienne François/Hagen Schulze (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bde., München 2001.

Generation der 30- bis 50-Jährigen weniger fruchtbar als für die Generation, der ich angehöre. Der Anpassungsdruck scheint größer zu sein, obwohl man das so genau auch wieder nicht sagen kann, denn jede Zeit bringt ihre unabhängigen Köpfe, ihre handlungswilligen Individuen und ihre Rebellen hervor. Im Übrigen möchte ich an Joseph Schumpeters Definition des Intellektuellen erinnern: »Intellektuelle sind in der Tat Leute, die die Macht des gesprochenen und des geschriebenen Wortes handhaben, und eine Eigentümlichkeit, die sie von anderen Leuten, die das gleiche tun, unterscheidet, ist das Fehlen einer direkten Verantwortlichkeit für praktische Dinge.« Damit meine ich, dass es durchaus ein Spannungsverhältnis zwischen Wissenschaft und politischem Tun gibt, auch für diejenigen, die sich der »68er«-Generation zurechnen.

Etienne François: Dass sich die Demokratie in Deutschland gefestigt hat, steht trotz diverser antidemokratischer Tendenzen und Ereignisse außer Zweifel. Ob man aber den deutschen Befund auf andere Länder übertragen kann, bleibe dahingestellt. Die in der Tat zu beobachtende politische Zurückhaltung hängt allerdings meiner Meinung nach weniger mit dieser Entwicklung zusammen als vielmehr mit dem überall explodierenden »memory-boom«. Je mehr die Zivilgesellschaft, die Medien, die Kulturinstitutionen und die Politik Wert auf die »Gegenwart des Vergangenen« legen (im politischen wie auch im emotionalen Sinne), je mehr sie als Folge dessen von der Geschichtswissenschaft erwarten, dass diese den Primat des Gedächtnisses bestätigen und sich in seinen Dienst stellen solle, desto dringender ist es, dass die Historiker an die Kriterien der wissenschaftlichen Arbeit, an die unerlässliche Nachprüfbarkeit und die rationale Argumentationsweise sowie auch an die Autonomie der Forschung erinnern.

Jürgen Kocka: Wichtig scheint mir zu sein, dass man die über das Fach hinausweisenden, gesellschaftlich-politischen Aufgaben der Geschichtswissenschaft – und wohl besonders der Zeitgeschichtsforschung – ernstnimmt. Ohne diese bestünde die Geschichte als Großdisziplin nicht, und wohl erst recht nicht die Zeitgeschichte als besonders geförderter Teil. Ohne sie wäre das Gemeinwesen ärmer. Zu diesen Aufgaben gehören Kritik und Orientierung, Öffentlichkeitsbezug und Engagement über den fachinternen Diskurs hinaus. Immer wieder haben führende Historiker – von Ranke über Marc Bloch bis zu den Mommsens und Hans-Ulrich Wehler – vorgeführt, dass exzellente Wissenschaftlichkeit (auch in der Zeitgeschichte) und kritisches gesellschaftlich-politisches Engagement nicht nur kompatibel sein, sondern sich auch gegenseitig

fördern können. Im Übrigen stehen den Historikern ganz unterschiedliche Formen zur Verfügung, um dieses Engagement einzulösen – vom politischen Auftritt oder publizistischen Kommentar über die Beteiligung an Expertenkommissionen bis hin zur Mitarbeit an einer Ausstellung oder einem Schulbuch. Es gab auch immer führende Vertreter des Faches mit ausgeprägter politischer Zurückhaltung, man denke an Jacob Burckhardt und Otto Hintze, und erst recht gab und gibt es politisches Engagement, das die Wissenschaftlichkeit beschädigt. Es empfiehlt sich nicht, auf diesem schwierigen Gebiet mit ein paar Sätzen Regeln zu formulieren, die eigene Erfahrungen und Präferenzen verallgemeinern. Aber ich will nicht verhehlen, dass mich die Abgeklärtheit vieler Jüngerer etwas erstaunt und ich professioneller Selbstbezogenheit wenig abgewinnen kann.

Christoph Kleßmann: Es gibt – erfreulicherweise – einen breiten demokratischen Grundkonsens, ohne den gerade die Zeitgeschichte als eine Disziplin, die sich ständig auf vermintem Gelände bewegt und bewegen muss, nicht wirklich gedeihen kann. In diesem Rahmen sollten sich Zeithistoriker wie alle anderen auch aktiv und rechtzeitig gegen Tendenzen im eigenen Land oder in anderen Ländern zur Wehr setzen, die Freiheit von Forschung einzuschränken. Ob es angesichts der Komplexität der meisten großen Probleme der modernen Welt eine spezifische Kompetenz der Zeithistoriker gibt, sich einzumischen und über historische Beispiele und Analogien politische Warnungen auszustoßen oder gute Ratschläge zu geben, ist zu bezweifeln. Dennoch ist das »Empört Euch!« des über 90-jährigen, inzwischen verstorbenen Stéphane Hessel ein eindrucksvolles Beispiel für glaubwürdiges Engagement.²⁹

7. In der Zeitgeschichtsschreibung, wie auch sonst in der Wissenschaft, hängt viel von institutionellen Arrangements und Förderstrukturen ab. Durch die Exzellenzinitiativen und andere Reformmaßnahmen der letzten Jahre haben sich diese Rahmenbedingungen in der Bundesrepublik zum Teil stark gewandelt. Welche Veränderungen/Verbesserungen würden Sie sich – aus Sicht der Zeitgeschichtsforschung – für das deutsche Wissenschaftssystem wünschen, auch in Kenntnis ausländischer Erfahrungen?

29 Zu diesem Essay, den Hessel 2010 mit 93 Jahren veröffentlichte, vgl. Anne Kwaschik, Stéphane Hessels Streitschrift »Empört Euch!« und die französische Geschichtspolitik, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 8 (2011), 110–117.

Christoph Kleßmann: Der zeitgeschichtlichen Forschung und ihrer institutionellen Förderung – wie überhaupt der historischen Forschung in Deutschland – geht es nach meinem Eindruck nicht schlecht, auch wenn Klagen der Betroffenen zum Handwerk gehören und andererseits der Clinch mit Ministerien und Geldgebern nervig ist. Im Argen liegt de facto eher die universitäre Lehre – trotz Bologna. Aus meinem naheliegenden Erfahrungsbereich zum Schluss etwas Positives: Geboten ist Distanz (nicht Desinteresse) oder zumindest Halbdistanz zwischen Politik und ministeriellen Bürokratien einerseits und Forschungsinstitutionen andererseits. In Brandenburg hat das funktioniert; Einmischungen von politischer Seite wie zeitweilig am Hannah-Arendt-Institut in Dresden hat es nach meinen Erfahrungen am Zentrum für Zeithistorische Forschung nie gegeben. Dabei sollte es bleiben. Und weniger Bürokratie auf allen Ebenen wäre schön.

Etienne François: Ich hätte zwei Wünsche – zuerst, dass die wachsende Trennung zwischen Forschung und Lehre zurückgefahren wird. Wenn man heute von »Exzellenz« spricht, denkt man nur an die Forschung und übersieht dabei, dass hervorragende Leistungen in der Lehre genauso wichtig und förderungswürdig sind. Zudem wird eine Forschung, die an der Lehre gekoppelt ist, in den meisten Fällen besser, weil sie den Boden der Realität nicht verliert (und umgekehrt). Das Beispiel vieler französischer Forscher, die im Rahmen des CNRS (*Centre national de la recherche scientifique*) ausschließlich Forscher sind, oder sich, wie zum Beispiel in der EHESS (*Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales*), nur an einer elitären und oft marginalen Lehre beteiligen, ist für mich ein Gegenbeispiel dessen, was man machen sollte. Der zweite Wunsch ist, dass das deutsche Wissenschaftssystem für junge Forscherinnen und Forscher nicht nur Post-Doc-Stipendien und sonstige zeitlich begrenzte Stellen vergeben sollte, sondern richtige Stellen mit einer Langzeitperspektive, wie man sie zum Beispiel in Frankreich hat, wenn man zu einer *maîtrise de conférences* gewählt wird. Die Kollateralschäden der systemimmanenten Kurzfristigkeit im deutschen Wissenschaftssystem sind in meinen Augen gravierend (und zwar nicht nur für die Forschung, sondern auch und vor allem für die Lebensplanung der betroffenen Personen).

Jürgen Kocka: Das deutsche Wissenschaftssystem kann sich im internationalen Vergleich durchaus sehen lassen. Das gilt auch für die institutionellen Bedingungen, unter denen Geschichte bzw. Zeitgeschichte betrieben wird. Der Berufserfolg deutscher Nachwuchswissenschaftler auf ausländischen Arbeitsmärkten weist darauf hin. Aber natürlich sind

Verbesserungen möglich und erstrebenswert. Die problematische Unterbewertung der Lehre ist durch die schwergewichtig auf Forschung ausgerichteten Exzellenzinitiativen weiter verstärkt worden. Die nach Bologna benannten Reformen, so notwendig sie im Kern auch waren, haben das nicht kompensiert. Geschichtsfachbereiche guter deutscher Universitäten sind weiterhin weniger international zusammengesetzt – im Hinblick auf die Herkunft des wissenschaftlichen Personals und die Denomination der Stellen – als die *History Departments* guter amerikanischer Universitäten. Hier könnte der gegenwärtige Aufstieg der Globalgeschichte Besserung bringen. Vom amerikanischen System kann man lernen, Doktoranden und Doktorandinnen früher in die Lehre einzubeziehen. Das kommt dem Nachwuchs zugute und kann die Lehre im Massenfach verbessern. Vom Sinn der Habilitation bin ich immer weniger überzeugt. Frühe Selbstständigkeit ist das höhere Gut.

Hanna Schissler: Wenn Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen vor lauter Evaluierungsvorbereitungen nicht mehr zum Forschen kommen, wenn ihnen die Muße fehlt, sich auf Themen neu einzulassen jenseits von Verwertungszusammenhängen, die in vorauseilendem Gehorsam bereits antizipiert werden, wenn sie ihre Existenzberechtigung ständig durch vordergründige »Erfolge« unter Beweis stellen müssen, so erschüttert das die Grundlagen von Wissenschaft. Aus meiner Sicht ist die Entwicklung erschreckend und entmutigend. Die Argumente sind ausgiebig ausgetauscht worden, und ich kenne viele Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in meiner Alterskohorte, die froh sind, dass sie in diesem seltsamen Zirkus, zu dem die Wissenschaft in den letzten Jahren geworden ist, keine Salti mehr schlagen und keine Balanceakte mehr vollführen müssen. Sie sitzen friedlich an ihrem heimischen Schreibtisch und dürfen sich wieder Gedanken machen, und sie werden nicht mehr evaluiert. Sollte die Freiheit der Wissenschaft sich tatsächlich auf die Zeit nach der Pensionierung verlagert haben? Warum sollte eine Steuerung durch private Geldgeber, deren Gebaren sich die öffentliche Hand anschließt, bessere Wissenschaft hervorbringen als die offenbar altmodische Idee eines Freiraumes, in dem Wissenschaft ohne vordergründige Verwertungszusammenhänge betrieben wird? Zu einem derartigen Freiraum, den ich als Wissenschaftlerin erleben durfte und für dessen Wiederherstellung ich plädiere, gehört allerdings durchaus ein Bewusstsein a) dessen, was die »68er« gern »gesellschaftliche Relevanz« genannt haben, und b) der Verantwortung gegenüber der Gesellschaft, die solche unabhängige Existenz ermöglicht – eine Existenz, die dann aber auch nicht alle halbe Jahre auf den Prüfstand gestellt werden muss.